

■ ÖHLSCHLÄGER RAINER/BRÜLL HANS-MARTIN (Hg.), *Unternehmen Barmherzigkeit. Identität und Wandel sozialer Dienstleistung. Rahmenbedingungen – Perspektiven – Praxisbeispiele.* (Edition SocialManagement, Bd. 6). Nomos, Baden-Baden 1996. (201)

Was hat die ehrwürdige theologische Tugend der Barmherzigkeit mit unternehmerischem Denken zu tun? So allerhand, wie der vorliegende Tagungsbericht deutlich macht. Will man die „Übung“ dieser Tugend nämlich nicht auf rein individuelle Akte und die persönliche Beziehung von Mensch zu Mensch beschränken, sondern auch die in modernen Gesellschaften übliche Form der Organisation nutzen, so begibt man sich automatisch auf ein Feld, das heute von Begriffen wie ‚Sozialwirtschaft‘ und ‚Nonprofit-Management‘ geprägt ist. Organisierte Caritas und Diakonie sind Akteure auf einem Markt sozialer Dienstleistungen, ob sie dies wollen oder nicht. Sie haben sich in diesem Umfeld zu bewähren und die tiefgreifenden Umwälzungen zu bewältigen, welche die allgemeine gesellschaftliche und kirchliche Entwicklung und insbesondere der aktuelle Umbau des Sozialstaats mit sich bringen.

Michael N. Ebertz und Horst Seibert analysieren eingehend die Umbruchssituation, in der sich die großen konfessionellen Wohlfahrtsverbände Deutschlands befinden, wobei letzterer das aktuelle Dilemma auf die kurze Formel ‚Markt oder Plan‘ bringt. Die identitätsstiftende Einbindung in konfessionelle Milieus hat sich weitgehend aufgelöst, und für den Fortbestand der im sozialstaatlichen System Deutschlands Sicherheit bietenden bevorzugten Stellung freier Wohlfahrtspflege wagt niemand mehr die Hand ins Feuer zu legen. Rolf Zerfaß plädiert in seinem Einleitungsbeitrag dafür, diesen als bedrängend empfundenen ‚Druck des Marktes‘ als Chance zur Inkulturation des Evangeliums in unsere Gesellschaft zu sehen, „das Gespräch zwischen Spiritualität und Ökonomie“ ohne Ängste zu führen. (20)

Ängste löste die Forderung nach mehr Effizienz und Effektivität unter Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Caritas und Diakonie allerdings aus. Der Ruf nach mehr Management ist für viele unter ihnen ein ‚Schreckgespenst‘, während er auf der Ebene der Geschäftsführungen oft zu schnell als ‚Zauberformel‘ für höhere Professionalität steht. Peter Eberl und Hans Nokielski stellen jedoch in ihren Beiträgen dem geläufigen Bild des Managers als ‚Macher-Typ‘ das Konzept eines ‚entwicklungsorientierten Managements‘ entgegen. Management bedeutet keineswegs die rücksichtlose Durchsetzung wirtschaftlichen Kalküls; es bedeutet zunächst, eine „Vorstellung

davon zu entwickeln, wie sich eine Organisation unter Berücksichtigung ihrer Identität aktiv verändern kann, welche Aufgabenbereiche zur Wertestruktur der Organisation passen, worin die besonderen leistungsbezogenen Qualitätsmerkmale liegen und wie eine effektive Kommunikation mit allen Anspruchsgruppen zu erreichen ist.“ (62)

Der Weg dahin ist schwierig, dies zeigen eindrucksvoll die anschließenden Praxisbeispiele. Ob es um die Reorganisierung einer traditionsreichen caritativen Siftung oder um Leitbildprozesse in großen ordenseigenen Einrichtungen geht, es erfordert eine gemeinsame Anstrengung aller Beteiligten, sich den aktuellen Herausforderungen zu stellen und zugleich der eigenen Tradition treu zu bleiben, möglichst alle aktiv in die Veränderungsbemühungen einzubinden und doch nicht in endlosen Debatten steckenzubleiben. In einer Zeit, wo Leitbild-Arbeit geradezu eine Modeerscheinung geworden ist, bieten diese anschaulichen Beiträge aus der Praxis eine wertvolle Orientierungshilfe. Die abschließenden beiden kritischen Rückmeldungen aus dem Unternehmensberatungsbereich decken sich in einem zentralen Punkt. Sie konstatieren eine gewisse Scheu kirchlicher Einrichtungen vor offenen Konflikten, (163) eine „enorme Konsensorientierung“ (177) auch um den Preis, daß wichtige Entscheidungen hinausgezögert werden. Ohne dieses Problem einfach wegvischen zu wollen ist aber doch zu fragen, ob nicht gerade diese Behutsamkeit als spezifisch christliche Qualität von Sozialmanagement aufgefaßt werden kann: „Das Tempo hat mit der Menschenwürde zu tun!“ – betont Rolf Zerfaß. (21)

Linz

Markus Lehner

■ HASLINGER HERBERT, *Diakonie zwischen Mensch, Kirche und Gesellschaft.* Eine praktisch-theologische Untersuchung der diakonischen Praxis unter dem Kriterium des Subjektseins des Menschen. (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge, Bd. 18). Echter, Würzburg 1996. (895).

Ein gewichtiges Werk im doppelten Sinn des Wortes hat Herbert Haslinger hier vorgelegt, das die Anforderungen an eine Dissertation zweifellos bei weitem erfüllt. Mit Akribie geht er der in den vergangenen Jahren intensivierten Diakoniediskussion in der Praktischen Theologie bis in die feinsten Verästelungen nach. Anderswo nur angedeutete Argumentationsgänge werden ausführlich dargelegt, und die 59 Seiten Bibliogra-

phie – der bislang wohl umfassendste Überblick über diese Diskussion – widerlegt eindrucksvoll die Unkenrufe, daß sich die Praktische Theologie nicht um die Reflexion dieses Feldes christlicher Praxis kümmere.

Nach einer ausführlichen Klärung der Begriffe ‚Praxis‘ und ‚Subjekt‘ (11–116) schlägt Haslinger ein breites Verständnis des Diakoniebegriffs vor. Diakonie sei nicht auf bewußtes kirchliches Handeln einzuengen. Vielmehr sei auch ‚unbewußte Diakonie‘, etwa die alltägliche Kinderbetreuung durch Eltern, einzubeziehen, ja jeglicher Einsatz für ein humanes zwischenmenschliches Leben sei als ‚anonym-christliche Diakonie‘ in den Blick zu nehmen. (vgl. 125) Seine Präferenz für den Begriff Diakonie anstelle von Caritas begründet er – nach Abwägung vieler pro und contra im alltagssprachlichen und biblischen Sprachgebrauch – damit, daß seiner Einschätzung nach „im neutestamentlichen Begriff der ‚diakonia‘ das Motiv der vorrangigen Option für Arme schärfer kontruiert zu sein scheint.“ (124)

Die ‚Option für die Armen‘ als „Basistheorem eines heutigen Diakonieverständnisses“ (ebd.) bildet die theologische Klammer seiner Arbeit. Schon seine Analyse des Diakoniebedarfs sieht die Bundesrepublik Deutschland als Zwei-Drittel-Gesellschaft, in der die Armen „unabhängig von der arithmetischen Richtigkeit ‚ein Drittel‘, ... einen gesellschaftlichen Block“ bilden. (148) Nicht nur quantitativ stellt er diese Behauptung aktuellen Armuts-Statistiken entgegen, sondern auch qualitativ sieht er die Armen im Gegensatz zu den Thesen der neueren, von Ulrich Beck beeinflußten dynamischen Armutsforschung als verfestigte Schicht. Angesichts dieser Analyse erscheint es plausibel, daß sich der Autor bei den abschließenden Handlungsperspektiven auf die lateinamerikanische Befreiungstheologie und ihr Postulat einer vorrangigen Option für die Armen stützt. (vgl. 784ff)

Eine billige Übertragung befreiungstheologischer Denkmuster auf deutsche Verhältnisse kann man Haslinger jedoch keineswegs vorwerfen. Er setzt durchaus eigene Akzente, nicht so sehr bei seiner vorwiegend an Luhmann's Systemtheorie angelehnten Defizitanalyse der konfessionellen Wohlfahrtsverbände, in der diese als ‚Zweitstruktur‘ sowohl bezüglich ihrer wohlfahrtsstaatlichen als auch ihrer kirchlichen Einbindung einer radikalen Kritik unterworfen werden, sondern eher mit seiner Betonung der Bedeutung des einzelnen ‚Betroffenen‘, dessen Befähigung zum Subjektsein im Mittelpunkt diakonischen Handelns stehen muß. „Vom einzelnen Menschen, vom je konkreten, notleidenden Menschen her erfährt die Diakonie ihre Bestimmung“, postuliert er. (492) Konsequenterweise

widmet er einen eigenen Abschnitt der Frage nach der subjektiven Befindlichkeit Betroffener in diakonischen Einrichtungen. (491–525) An konkreten Beispielen versucht er etwa, den Umgang mit Behinderten in einer Caritaseinrichtung aus der Perspektive der Behinderten zu reflektieren. Diese zentrale Bedeutung des Subjekts findet ihre theoretische Fundierung vorwiegend im philosophischen Denken Emmanuel Lévinas'. Eine Einführung darin ist der Erarbeitung theologisch-biblischer Kriterien für Diakonie vorgesetzt.

Herbert Haslingers Arbeit ist eine wahre Fundgrube für jeden, der sich ausführlich über die praktisch-theologische Diakoniediskussion informieren will. Gerade in ihrem umfassenden Anspruch macht sie aber auch die Gefahren deutlich, denen diese Diskussion ausgesetzt ist: zum einen die Gefahr einer theologischen Einigierung. Caritas und Diakonie werden vorwiegend im Kontext philosophischer und theologischer Fragestellungen diskutiert, kaum jedoch anhand der sozialwissenschaftlichen Forschung zu sozialer Arbeit und Wohlfahrtsproduktion. Die Rezeption von Luhmanns Systemtheorie, wo Diakonie als Teil des Religionssystems verstanden wird, stützt zweifellos diese Binnenperspektive. Zum anderen ist auf die Gefahr einer Abkoppelung von den realen Verhältnissen hinzuweisen. So schön es klingt, den ‚Primat der Diakonie‘ unter den kirchlichen Grundfunktionen auszurufen, (742–783) angesichts des faktischen Lebens der Gemeinden droht dies doch wieder zu einer letztlich wirkungslosen Überforderung durch hohe normative Ansprüche zu werden. Andererseits ist die organisierte Caritas beziehungsweise Diakonie, welche zweifellos die Hauptlast kirchlicher sozialer Arbeit trägt, zwar Gegenstand einer kritischen Defizitanalyse, wird bei den ‚Ansatzpunkten einer Praxistheorie der Diakonie‘ jedoch nicht mehr berücksichtigt.

Linz

Markus Lehner

■ KRIEGER WALTER/SCHWARZ ALOIS (Hg.), *Amt und Dienst – Umbruch als Chance. (Österreichische Pastoraltagung 1994)*. Echter, Würzburg 1996. (151). Brosch. DM/sFr 24,80/ S 194,-.

Es gibt in der katholischen Kirche kaum ein Problem, über das so heftig diskutiert wird, wie das kirchliche Amt. Der erschienene Band zur Österreichischen Pastoraltagung 1994 zum Thema „Amt und Dienst“ liefert, das sei vorweggenom-